

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Herausgeber: Schweizerisches Nationalmuseum

Band: 6 (1944)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

figuren (Gips) werden durch zwei alte Holzfiguren aus Rodersdorf ersetzt. Das Votivbild des Meisters CH von 1543 kehrte aus Solothurn zurück. — Br. H. Keller, OSB in: Die Reichenstein'sche Kapelle in Mariastein, Gedenkblätter... 1943; darin ferner: R. Rigganbach, Der Meister des Reich v. Reichenstein'schen Votivbildes.

KANTON THURGAU

FISCHINGEN. *Klosterkirche, Iddakapelle*, Hochaltar: Vgl. H. Schnell, Die Scagliola-Arbeiten Dom. Zimmermanns (Postamente der Säulenpaare zu Seiten des Altarblattes, darunter Brustbilder S. Benedikts und

der B. Idda), dat. 1709, Z. des D. Vereins f. Kunswissenschaft X (1943) S. 105.

LANDSCHLACHT. *St. Leonhardskapelle* (s. ZSAK 1943, S. 254): Bei der Untersuchung des Kirchenbodens kamen Reste einer sehr kleinen, vermutlich karolingischen und einer etwas späteren romanischen Kapelle mit rechteckigem Chor zum Vorschein. Sie werden konserviert und sollen zugänglich erhalten werden. — EKHK — NZZ 1944, Nr. 225; Bodensee-Jahrb. 1943 (F. Fehr); Thurgauer Jahrb. 1943 (E. Leisi); Thurg. Beiträge z. vaterl. Gesch., LII S. 63. — Thurg. Ztg. 1944, Nr. 128.

Buchbesprechungen

Die Kunstdenkmäler der Schweiz. Herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte. Band 14. *Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Band V.* Die Täler am Vorderrhein, II. Teil. Schams, Rheinwald, Avers, Münstertal, Bergell. Verlag Birkhäuser, Basel, 1943.

Der von ERWIN POESCHEL verfaßte *V. Band der «Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden»* ist einigen der abgelegensten bündnerischen Gebirgstäler gewidmet; zwei davon, Disentis mit dem Tavetsch und Medels, sowie Schams mit dem Aversertal und dem Rheinwald liegen nördlich der Alpenkämme, die beiden anderen dagegen, das Münstertal und das Bergell, gehören zu den südlichen Talschaften. Wie in den meisten Gebirgsgegenden spiegelt sich auch hier in der Mehrzahl der vorliegenden Denkmäler eine einfach bäuerliche, in den Grundformen Jahrhunderte hindurch gleichbleibende, nur in Nebensächlichem fast unmerklich sich wandelnde Kultur. Besonders die schlicht einfachen Baukuben der uns oft fast zeitlos anmutenden Kirchenbauten sehen sich außerordentlich ähnlich; sie bestehen fast durchwegs aus einem längsrechteckigen Schiff, dem daran anschließenden eingezogenen Chor und dem bald wuchtiger, bald schlanker emporstrebenden Turm. Aber trotz dieser so konservativen Beibehaltung der großen Form trägt jede dieser Kirchen doch auch eigene Merkmale. Schon an der Verschiedenheit der Fensterformen, der Decken und Gewölbe und der spärlichen Baudetails merkt man, daß neue Stilformen auch in diese abgelegenen Alpentäler dringen. Sogar im Grundriß wandelt sich der in früheren Zeiten bald dem Halbrund, bald dem Rechteck folgende Chor; denn wie man von den Kanten, Ecken und Gelenken der mittelalterlichen Stile hört, wird er polygon gebrochen, verbleibt aber dann allerdings wieder jahrhundertlang

bei dieser Form. Vor allem aber die Art, wie jede einzelne dieser Kirchen wieder auf andere Weise in die schöne Gebirgslandschaft hineingestellt ist, differenziert sie von einander; dazu verleihen die Maßwerke und antikisierenden Gliederungen, die Ranken und Schnörkel, die überall an Wandfresken und Grabsteinen, Altären und Kanzeln zu sehen sind und die alten zeitlosen Grundformen wie leichte Arabesken umkleiden, jedem Bau den Reiz einer geschichtlich gewordenen Individualität, die sich unwillkürlich dem Gedächtnis einprägt.

Diese einfachen ländlichen Kirchenbauten bilden aber nur die Grundnote dieser Alpentäler. Über dieser Grundlage liegt da und dort eine höhere Schicht, in deren Denkmäler wir etwas vom Atem der großen Welt verspüren; denn wir dürfen nicht vergessen, daß diese peripheren Lebensräume zugleich Paßländer sind, durch die immer wieder fremde Gedanken einströmen. Und hier erregt es unser höchstes Staunen, daß in jedem dieser vier Alpentäler Bauten entstanden sind, die mit Fug und Recht europäischen Rang in Anspruch nehmen dürfen.

Das gilt zum Beispiel für *Disentis*. Schon die karolingische Dreapsidenkirche mit ihren reichen Stuckgliederungen und ihren Wandmalereien muß mit den zugehörigen Baukomplexen des Klosters auf die unverbildeten Menschen der damaligen Zeit einen gewaltigen Eindruck gemacht haben und die weiten, festlich-heiteren Raumphantasien der späteren, nach dem Vorarlberger Schema errichteten Barockkirche brachten wiederum einen neuen Klang in das hochgelegene Alpental. Einen Klang, der selbst aus kleinen Landkapellen, wie den lichten Innenräumen des Oktogons von Disla und des reizvollen Kreuzbaus von *Aleutta*, in welch letzterem selbst ein wenig südliche Töne mitschwingen,

vernehmbar sind. – In eine ganz andersartige Welt werden wir dann versetzt, wenn uns Poeschel in das andere hier behandelte Bündnertal, das *Schams* führt. Fast hat man den Eindruck, hier in eine romanische Kulturlandschaft zu treten, in der seit Jahrhunderten die Zeit stillegestanden ist. Wieviel romanische Dorfkirchen gibt es da, die den Charakter dieser Talschaft bestimmen und an denen die neueren Zeiten ihre Formen nur wie einen lose angehefteten Schmuck hinzugefügt haben. Neben all diesen kleineren Kirchen tritt uns aber auch hier wieder ein Denkmal von universalem Rang entgegen: die Kirche von Zillis. Sie ist nicht nur wichtig wegen der entwicklungsgeschichtlich so überaus bedeutsamen älteren Anlagen, die uns einen Blick bis in die allerältesten Zeiten der Christianisierung dieser Gegendern eröffnen, sondern vor allem wegen der berühmten bemalten Decke des Schiffs, die ja neben der stark restaurierten Decke von St. Michael in Hildesheim das einzige Beispiel einer fast vollständig erhaltenen romanischen Deckenmalerei im Abendland ist. Dazu ist sie ein geistesgeschichtliches Dokument allerersten Ranges, denn in den hier dargestellten, den Menschen beängstigenden apokalyptischen Wesen und den ihm Rettung verheissenden Wundern der Heilsgeschichte spüren wir die seelische Bedrängnis, die Sündenangst und die Himmelssehnsucht, von der die damalige Zeit erfüllt war. Aber auch Gotik, Renaissance und Barock sind nicht spurlos an diesen Gegendern vorbeigegangen und in den weiträumigen Hauskuben von Splügen spürt man selbst einen Hauch südlichen Formgefühls.

Auch in den zwei südlichen Alpentälern, dem *Münstertal* und dem *Bergell* treten uns Denkmäler von hohem Rang entgegen. Eine bis unter das Dach, samt großen Teilen der malerischen Ausschmückung vollständig erhaltene karolingische Dreapsidenkirche, wie wir sie im Kloster von Münster vorfinden, bedeutet für unsere Kenntnis der frühmittelalterlichen Denkmälerwelt doch einen sehr bedeutenden Zuwachs. Obendrein sind aber im Benediktinerinnenkloster von Münster eine ganze Reihe von Kunstdenkmalen aus dem Mittelalter und aus den neueren Zeiten zu sehen; davon sei hier wenigstens die frühbarocke Hochaltargruppe der Klosterkirche erwähnt, die nun wirklich ein Kunstwerk ist, das weit über den Durchschnitt emporzuragen scheint. Hier spricht im südlichen Alpenland wieder Nordisch-Germanisches zu uns: besonders die Madonna blickt uns fast wie eine Enkelin oder Urenkelin jener nordisch-gotischen Schnitzfiguren an, denen wir landauf landab überall in den Bündnertälern begegnen. Aber diese gotischen Stilelemente werden hier in pompös barockem Schwung vorgetragen; die gut bürgerliche, etwas hausbackene Madonna der gotischen Zeit hat sich zur maje-

statisch tronenenden Himmelskönigin gewandelt. – Auch im *Bergell* spricht trotz der Nähe des Comersees noch viel Nordisches zu uns. Aber wenn wir in eine der so stark an andere Bündnertäler erinnernden geschnitzten Täferstuben treten, kommt es uns doch vor, als sei alles mit ein wenig anderen Nuancen vorgetragen, als habe hier das tektonisch-plastische Gefühl Italiens irgendwie mitgespielt. Vollends in den prächtigen Herrenhäusern der Salis in Bondo und Soglio spricht der Lebensstil der italienischen Renaissance und des italienischen Barock laut und vernehmlich zu uns; das sind keine Häuser mehr, sondern Paläste, in denen sich die große Welt bewegt und in denen man den hallenden Tritt hört.

Aus dieser Skizze des Inhalts, bei der ich all die Kirchenzuschätzungen, Fresken usw. nicht einmal erwähnt habe, mag man den Reichtum, der hier vor uns ausgebreitet wird, ermessen. Dabei gelingt es dem Verfasser einem oft mit wenig kurzen Worten den geistigen Gehalt eines Kunstwerkes auf wirklich prägnante Weise näherzubringen und wenn ich einen Wunsch aussprechen darf, so wäre es höchstens der, daß solche Werturteile in etwas weniger zurückhaltender Form ausgesprochen und die Einordnung bedeutenderer Denkmäler in einen größeren kunstgeschichtlichen Zusammenhang ausführlicher dargelegt würden. Sonst aber hat man den Eindruck, daß hier der Denkmälerschatz dieser vier Alpentäler auf erschöpfende Weise nach jeder Richtung hin durchgearbeitet worden ist, und wenn ich noch auf Einzelheiten zurückkommen darf, so möchte ich hier nur ganz zusammenhanglos einige Fragen aufwerfen, die mir die Lektüre dieses wertvollen Bandes nahegebracht hat:

Zu Seite 11ff. Die alttümliche *Rundkrypta des Klosters Disentis* gehört tatsächlich entwicklungsgeschichtlich zu den wichtigsten Funden, die bei uns in den letzten Jahren gemacht worden sind. Das ganz Einzigartige dieser Krypta besteht darin, daß hier eine megalithische Form ohne Vermittlung einer antiken Zwischenstufe vom christlichen Frühmittelalter übernommen wird. Die Heimat dieser Grabform mag Südrussland sein; ob sie über Vorderasien ins Mittelmeergebiet gelangt ist, wie viele meinen, lasse ich dahin gestellt. Tatsache ist, daß wir Denkmäler dieser Art auf den Maltainseln finden, von wo sie einerseits nach Irland, andererseits nach Rhaetien (Mathon und Donat) gelangt sein mögen. Auch von der Hochkultur der Antike wurde dieser Grabtypus übernommen; das Grab der Cäcilia Metella, das Mausoleum des Augustus und das Grabmal Hadrians (Engelsburg) in Rom sind nichts anderes als die hellenisierte Form solcher Grabanlagen. Wenn nun dieser Typus, und zwar in seiner von der klassischen Antike unberührten Urform in Rhätien bekannt war, so ist es durchaus natürlich, daß man hier

den heroisierten, bzw. heiliggesprochenen Klostergründer in einem solchen Grab beisetzte. Wie das Grab damals aussah, läßt sich nur vermuten; ich denke, daß sich über einem Steinkranz ein einfacher Erdhügel erhob. Merkwürdig ist nur die viereckige Grundform, aber schließlich sind die Ägypter schon mehrere Jahrtausende vorher für den gleichen Zweck auch zu einer quadratischen, allerdings vollständig architektonisierten Tumulusform gelangt, bei der sogar Gedanken prähistorischer vorderasiatischer Höhenkulte mitwirkten (Pyramiden). Wie andere ähnliche Gräber, wird auch das Disentiser Grabmal bald in eine Kapelle umgewandelt worden sein; wie dies geschah, läßt sich wohl kaum mehr ergründen. Später wurde die Dreiapsidenkirche darum herumgebaut, so daß das Grab als ein «Heiligtum im Heiligtum» zu sehen war. Auch das ist eine durchaus selbstverständliche Weiterentwicklung; Parallelen ließen sich von Ephesos und Kal'at Sim'an, Djerash und Korykos bis zu Vierzehnheiligen und Einsiedeln zu Dutzenden anführen.

Zu Seite 12ff. Über die karolingische Dreiapsidenkirche ist schon viel geschrieben worden, so daß wir über ihre Rohform genau orientiert sind. Aber über den stilistischen Charakter dieser Bauten kann ich mir trotz allem immer noch keine rechte Vorstellung machen. Wenn die Anschauung Zemps richtig ist, – wie schmerzt es mich, die großen Kenntnisse, das einsichtige Verständnis und den klugen Rat dieses unvergesslichen Freundes vermissen zu müssen! – daß die Wände der Klosterkirche von Münster beinahe vollständig mit Malereien bedeckt waren, so erhielten wir dort einen merkwürdig ungegliederten, gelenklosen byzantinisierten Innenraum; sein architektonisches Leben würde nicht in der tektonischen Aufteilung durch plastisch vortretende Bauglieder, sondern in der farbigen Feierlichkeit der alle Wände wie unendliche Musterungen überspinnenden Wandbilder bestehen. Die Funde plastischer Bauglieder in Disentis lassen uns dagegen daran denken, daß diese Vorstellung vielleicht doch nicht ganz zutrifft. Diese Stuckgliederungen können allerdings nur Kleinarchitekturen angehören; sie können Wandfresken, im besten Fall vielleicht Fenstern als Umrahmung gedient haben, so daß sie doch keine ausschlaggebende Rolle als architektonischer Faktor spielen. Aber sie können auch wie bei vorderasiatischen Kirchen das tonangebende Gerüst, die Leitmelodie dieses Innenraumes gebildet haben, – c'est le ton qui fait la musique –, der sich allem Übrigen übergeordnet hätte. Breite, reiche Chorbögen können die Apsiden umrahmt und sich als Gesims an den Wänden fortgesetzt haben, so daß der ganze Innenraum sein Leben vom plastisch-tektonischen Gerüst dieser Gliederungen erhalten hätte. Beim «Tempietto» von Cividale

haben wir ja etwas ähnliches; dort hat die große Archivolte mit den frühchristlichen Bauten des Abendlandes nichts zu tun, sondern erinnert ganz auffallend an die großen Chorbögen der syrisch-mesopotamischen Kirchen. Vielleicht gestattet der Erhaltungszustand der Stuckgliederungen von Disentis doch, der Lösung dieser wichtigen Frage gelegentlich noch etwas näherzukommen. – Was dann den Ursprung der karolingischen Dreiapsidenkirchen anbetrifft, so ist bis jetzt eigentlich nur in ganz allgemeiner Weise darauf hingewiesen worden, daß verschiedene Elemente, wie das dreiteilige Bema, die Hufeisenform der Apsiden usw. auf frühchristliche Bauten des Ostens hinweisen. Wo aber dieser Bautypus entstanden ist und welchen Weg er eingeschlagen hat, um nach Rhätien zu gelangen, scheint mir trotz der sehr sorgfältigen Untersuchungen von S. Steinmann-Brodtbeck (ZSAK I, pag. 65 ff.) noch nicht restlos geklärt zu sein. Ich habe mich daher u. a. auch schon gefragt, – die Richtigkeit dieser Hypothese müßte natürlich erst erwiesen werden – ob der Typus dieser Dreiapsidenkirchen nicht von dem heute im Munde aller Welt stehenden Mutterkloster des Benediktinerordens, nämlich von Monte Cassino herstammen könnte. Die Tatsache, daß ältere italienische Dreiapsidenkirchen kaum bekannt sind, scheint allerdings gegen diese Hypothese zu sprechen, aber es ist doch recht auffallend, daß zwei der hervorragendsten Beispiele dieser Bündner Dreiapsidenkirchen dem Benediktinerkonvent von Disentis und dem Benediktinerinnenkloster von Münster angehören und wir wissen ja, daß Tochterklöster im Mittelalter gerne den Kirchentypus ihres Mutterklosters kopierten (Cluny, Citeaux). Es darf daher hier vielleicht der Wunsch ausgesprochen werden, daß beim Wiederaufbau von Monte Cassino nach dem Kriege die Gelegenheit nicht versäumt wird, nach den älteren Kirchen, und zwar nicht nur nach der allerdings sehr wichtigen Anlage des Desiderius, sondern auch nach ihren Vorgängern zu graben.

Zu Seite 207ff. Poeschel vermutet, daß die vorspringenden Eck- und Mauerpfeiler der ausgegrabenen älteren Kirche von Inner-Ferrera auf ein Tonnengewölbe deuten. Da aber auf Gurten ruhende Tonnengewölbe über Kirchenschiffen in diesen und benachbarten Gegenden nicht bekannt sind, glaube ich, daß wir hier eher an «Schwibbögen» zu denken haben, auf denen der hölzerne Dachstuhl aufruhte. Solche Konstruktionen waren ja in Oberitalien heimisch und sind noch heute Beispiele in den der Schweiz benachbarten Gegenden, zum Beispiel im Veltlin zu sehen.

Zu Seite 208ff. Die Chorturmkirche von Lohn wird man sich merken müssen; denn Chorturmkirchen – über die zuletzt Egger im Wiener Archäologischen Jahrbuch ausführlich geschrieben hat – sollten gelegentlich zu-

sammenhängend auf ihren Ursprung hin genauer untersucht werden. Ich vermute, daß ältere Chortürme fast stets ein Ersatz für Vierungstürme sind und daß viele von ihnen auf eine Zeit zurückgehen dürften, in der der Zusammenhang dieser Bauform mit dem Heiligenkult noch lebendig war.

Zu Seite 224f. Die älteste Kirchenanlage von Zillis – ein rechteckiger Saal mit darin eingebauter breiter Apsis, von Poeschel ca. 500 datiert – ist für diese, ich muß sagen «späte» Zeit entschieden auffallend. Über die Genesis und Verbreitung dieses Typus hat sich Poeschel bereits in dieser Zeitschrift (I, S. 21ff.) ausführlich ausgesprochen. Ergänzend möchte ich hinzufügen, daß vielleicht apsidenförmige Heiligengräber (wie wir sie zum Beispiel aus Salona kennen), den Anstoß zu der uns hier beschäftigenden Raumordnung gaben. Denn als es schon früh Site wurde, in jeden christlichen Versammlungsraum ein Heiligengrab oder wenigstens einen Reliquienaltar einzubauen, scheint man es, neben vielen andersartigen Lösungen auch unternommen zu haben, solche Apsidengräber mit dem rechteckigen christlichen Versammlungsraum (wie er uns zum Beispiel aus Parenzo und Aquileja bekannt ist), zu verbinden – ein durchaus normales Vorgehen, denn im Prinzip und im letzten Grunde geht jeder christliche Kirchentypus auf eine Kombination von einem ein- oder mehrschiffigen Versammlungsraum und einem christlichen Heiligengrab zurück. In unserem Fall konnte nun diese Verbindung auf zweierlei Weise vor sich gehen. Entweder das Apsidengrab wurde (wie hier in Zillis) in den Ostteil des Versammlungsraums hineingestellt – so dürfte, wie ich vermute, der syrische Kirchentypus des IV. Jahrhunderts mit der an die Ostwand gelehnten Apsis und den sich von selbst ergebenden Seitenräumen von Prothesis und Diakonikon entstanden sein. In Syrien selbst sind zwar bis jetzt noch keine Beispiele dieser rudimentären Form bekannt geworden, da solche Urkirchen überall durch spätere Anlagen ersetzt scheinen. Aber zum Beispiel in Salona und an andern von Poeschel genannten Orten sind rechteckige christliche Versammlungssäle bekannt geworden, in deren Osthälften, ähnlich wie in Zillis, eine Apsis eingestellt ist. Oder aber – dies wäre der zweite Fall – das Apsisgrab wurde an die Ostwand des ein- oder mehrschiffigen Versammlungsraums von außen her angeschoben – so ergäbe sich die einfache und schmerzlose Lösung eines äußerst komplexen Problems, das schon Generationen beschäftigt hat: der Entstehung der christlichen Basilika des Abendlandes. Diese Lösung sieht nun allerdings fast ein wenig nach dem gordischen Knoten oder dem Ei des Kolumbus aus, und ich gebe zu, daß die einem Welteroberer oder einem Weltentdecker adaequaten Methoden für unsere auf strengeren

Grundsätzen aufgebaute Wissenschaft weniger geeignet sein mögen. Aber in diesem Falle sprechen doch sehr wichtige Gründe – deren Aufzählung den Rahmen dieser Besprechung allerdings weit überschreiten würde – dafür, daß diese Hypothesen durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegen.

Um auf Zillis zurückzukommen: hier hätten wir also einen noch ganz archaischen christlichen Kultraum mit hineingestellter Apsis vor uns, die sicher einen Reliquienaltar barg; also eine um etwa 500 durchaus atavistische Bauform, die frühchristlichen Anlagen der Adriagegenden und des südlichen Noricum nachgebildet sein mag.

Zu Seite 276ff. Die zwei seitlichen Anbauten der Kirche von Avers-Cresta auf der Zeichnung von J. Hackaert (1655) kann ich nicht für Sakristeien halten; denn wozu sollte eine so kleine Gemeinde zwei Sakristeien benötigt haben, wo sich sogar größere Kirchen immer mit einer begnügten? Ich glaube eher, daß Querschiffflügel in Betracht kommen könnten, die dann erst später mit dem Schiff zusammen ein gemeinsames Dach erhalten hätten. Solche kleinen Kreuzbauten müssen in frühchristlicher und frühmittelalterlicher Zeit ein weit verbreiteter Typus – man denke an die kürzlich bekanntgewordene Kreuzkirche von Richen – gewesen sein, den systematisch zu behandeln sich sehr lohnen würde.

Zu Seite 306. Poeschels Bemerkung, daß das *Dachgesimse der Klosterkirche von Münster* bemalt gewesen sei, scheint mir sehr bemerkenswert. Dieses Hervorheben der Profile durch bunte Bemalung würde sehr für eine antikisierend-tektonische Gesamthaltung dieser Bauten sprechen, denn hier haben wir echte alt-mittelmeerische Tradition vor uns; auch die architektonischen Gliederungen der griechischen Marmortempel waren ja bunt bemalt, um so Gerüst und flächenfüllende Teile von einander abzuheben. In diesem Zusammenhang muß bemerkt werden, daß nach den Untersuchungen Rotts die so tektonisch-antikisierend empfundenen großen kappadokischen Kreuzkirchen ebenfalls farbig bemalte Gliederungen, vor allem bunte Gesimse aufwiesen.

Ich bin am Schlusse und bitte meine verschiedenen Bemerkungen nicht dahin mißzuverstehen, daß ich der Meinung wäre, der Verfasser habe die ihm gestellten Probleme nicht erschöpfend genug behandelt; im Gegenteil! Das Schöne dieser Arbeit besteht gerade darin, daß sie immer wieder bisher verschlossene Türen aufstößt, die uns neue, unbekannte Welten eröffnen. Poeschels Buch ist eben gerade keine leblose Inventarisierung, keine tote Statistik, sondern eine durch und durch lebendige Darstellung, die uns fortwährend zu neuem Forschen und Denken anregt.

S. Guyer.